

Buchbesprechungen

Winfried Hauerland

Wir verkünden nicht uns selbst. Theologische Zugänge zum Weiheamt und priesterlichen Leben.

St. Ottilien (Verlag EOS) 2023, 228 Seiten,
ISBN 978-3-8306-8198-4, € 19,95.



Dieses Buch ist de facto zum Vermächtnis geworden: Ende Juli hat es der emeritierte Münchener Pastoraltheologe und ehemalige Eichstätter Regens Ludwig Mödl, Winfried Hauerlands Hausnachbar am Viktualienmarkt, verschickt oder persönlich zugestellt – mit einem Begleitbrief, in dem Adressaten über seinen Verfasser mitgeteilt wurde: „Er liegt im Sterben, wartet bewusst auf den Tod, ist sehr schwach, so dass er keinen Besuch mehr empfangen kann.“ Und weiter: „Er hat auch, als er noch besser beisammen war, geäußert, ich sollte doch einige Leute ansprechen, dass sie mithelfen, das Buch zu verbreiten. Dabei hat er mehrmals Deinen Namen genannt.“ Seinen eigenen, undatierten Begleitbrief konnte Hauerland nicht mehr unterschreiben: „Wie die meisten wissen, habe ich einen Tumor, der nicht heilbar ist und mich deshalb sehr konkret an die Endlichkeit meines Lebens erinnert.“ Tags darauf, am 1. August, war ich nachmittags bei dem Sterbenskranken, um mich zu verabschieden. Er wollte sprechen, konnte aber nicht. Er wollte aufstehen, es gelang nicht. Aber Hauerland hat mich wach wahrgenommen, ich gratulierte zur Neuerscheinung und erwähnte, dass ich seinen Artikel in der August-

Ausgabe der „Herder Korrespondenz“ gelesen hatte¹. Keine 24 Stunden später – ich nahm gerade an einer Podiumsveranstaltung der Salzburger Hochschulwochen teil – erhielt ich die Benachrichtigung, der Schwerkranke sei mittags verstorben. Als ich Ludwig Mödl telefonisch erreichte, erzählte er mir, der Verstorbene habe ihm abends zuvor noch erzählt, dass ich bei ihm gewesen sei und dabei von seinem Buch und dem Artikel gesprochen hätte.

Mit dieser Information ging ich an die Lektüre, nicht unbefangen also. Es handelt sich um einen Sammelband mit 23 Beiträgen: 19 sind dem Abschnitt „Der Priester in der Verkündigung“ (17-141) zugeordnet, vier sind unter dem Titel „Reflexionen und Konkretionen“ (145-224) versammelt. In der Einführung („Wir verkünden nicht uns selbst ...“: 7-13) erklärt Hauerland, dass ihm die mit dem Münchener Lehrstuhl für Liturgiewissenschaft in Personalunion verbundene Funktion des Direktors des Herzoglichen Georgianums, dem weltweit zweitältesten Priesterseminar an der Ludwigstraße gegenüber dem Hauptgebäude der LMU (Mödl war dort von 2003 bis 2013 Spiritual), immer wieder Einladungen zu Predigten bei Primizen und Priesterjubiläen eingebracht habe. Die meisten waren bereits einzeln in der Hauszeitschrift „Epistula“ des Georgianums, im „Klerusblatt“ oder im „Pastoralblatt“ veröffentlicht worden. Durch die vorliegende Sammlung erreichen sie eine breitere interessierte Leserschaft.

Hauerlands Bestreben war es überdies, damit zum theologischen Profil des priesterlichen Dienstes einen Beitrag zu leisten. Er hatte den Eindruck gewonnen, „dass jenseits aller Erwartungen an einen ‚guten‘ Priester und jenseits der Kompetenzen, die unsere Priesterkandidaten in der Ausbildung erwerben sollen, die Frage nach der theologischen und spirituellen Mitte des priesterlichen Dienstes nicht aus dem Blick geraten darf.“ (10 f.) Es war eine konkrete Wahrnehmung, die Hauerland, der vor seinen Professuren in Linz, Würzburg und München in der Priesterausbildung seines Heimatbistums Essen tätig war, überdies motivierte: „[D]enn die – notwendigen – defizitorientierten Analysen der letzten Jahre und die – ebenso notwendige – Aufmerksamkeit dafür, dass das Priestertum des Dienstes nicht Konkurrenz zum gemeinsamen Priestertum ist, haben häufig mehr an das erinnert, was der Priester nicht ist, als an das, was er ist und wofür er zu stehen hat.“ (11)

Leser dieser Zeitschrift konnten das im vergangenen Jahr erleben, als Hauerland auf eine Debatte beim Synodalen

Weg reagierte, die ihn nicht nur irritierte, sondern alarmierte: Ob es nämlich das Weihepriestertum überhaupt noch brauche². Dieser Artikel beschließt den Sammelband. Ihm voraus gehen drei andere Beiträge: zwei Festvorträge über das Paschamysterium als Mitte priesterlicher Existenz von 2013 (145-161) und über das Priestersein beim Festakt zum 200-jährigen Bestehen des Tübinger Wilhelmsstifts und Rottenburger Priesterseminars von 2017 (162-179) sowie Haunerlands Beitrag in dem von ihm mit herausgegebenen Sammelband „Liturgie und Macht“ von 2021 mit dem Titel „Heiliges Spiel und heilige Herrschaft“ (180-202), in dem er sechs Thesen aufstellt (in denen er u. a. auf Überlegungen von Alexander Zerfaß und Julia Knop eingeht) und mit drei „Problemanzeigen“ zur „Standeslogik“ bzw. zur „Symbolik des Unterschieds“ (196) endet. Sein Resümee: „Die Vermutung ist, dass die Nivellierung des amtspriesterlichen Dienstes in der Liturgie gerade nicht zu einem Abbau von Macht führt, sondern die Gefahr klerikalistischer Selbstinszenierung außerhalb des Gottesdienstes fördert: Der Kirche der Gegenwart hilft keine gottesdienstliche Nivellierung der unterschiedlichen Dienste und Aufgaben; sie braucht gerade in der Liturgie eine sachgerechte Profilierung der Symbolik des Unterschieds. Zur sachgerechten Profilierung gehört freilich, dass die Differenz zwischen dem Kleriker und Christus nicht überspielt, sondern im Blick und liturgisch erfahrbar bleibt.“ (201 f.)

Haunerlands liturgisch-theologische Expertise wurde geschätzt: Die Universitäten, an denen er lehrte, Kommissionen, darunter das Deutsche Liturgische Institut in Trier, Zeitschriften (MThZ, ThpQ) und auch die Deutsche Bischofskonferenz profitierten davon. In einer Predigt zum eigenen Silbernen Priesterjubiläum (2007) zitierte er Umberto Eco: „Für jedes komplexe Problem gibt es eine einfache Lösung und die ist die falsche.“ (76) Wer sachlich und sachgerecht argumentiert, wirkt heutzutage oft spröde. Haunerland widerstand mit seinem trockenen Humor, den nicht alle verstanden, der Versuchung, sich selbst in den Mittelpunkt zu stellen.

Das kann man auch bei den 19, zwischen 1986 und 2023 gehaltenen Predigten im ersten Teil dieses Buches leicht erkennen: Für ehemalige Schüler und Doktoranden (darunter Ulrich Babinsky, Martin Stuflesser, Eugen Daigeler) oder Freunde (darunter Ludwig Mödl, Rupert Berger, Bernhard Lücking, emeritierter Domkapitular in Essen) gehalten, spricht Haunerland die Primizianten oder Jubilare immer erst am Ende der nie langatmigen Predigten persönlich an. Predigten waren für Haunerland Verkündigung. Er entfalte dabei oft, ohne akademische Fachsprache und in kurzen Sätzen, implizit eine Theologie des priesterlichen Dienstes, die sich nicht negativ oder abgrenzend definierte. „Da kann es nicht verwundern, dass gelegentlich die Frage ge-

stellt wird: Brauchen wir eigentlich noch Priester? (...) Was kann er mehr als die vielen kirchlichen hauptberuflichen und ehrenamtlichen Mitarbeiter?“ (18) Dem setzte er entgegen: „Richtig verstanden sind also Priester vicarii Christi, Christi Stellvertreter und Statthalter.“ (19) Dass sie auch fehlbare Menschen sind, dass die Anrede „Hochwürden“ problematisch und obsolet geworden ist, wird mit lapidaren Bemerkungen wie „Zweitrangig wird dann, welcher Typ der einzelne Priester ist“ (21), „Wer Priester wird, der rechnet damit, dass nicht er selbst das Maß aller Dinge ist“ (28), „Der Priester soll sich nicht selbst gut in Szene setzen, soll nicht sich selbst verkünden, sondern von Jesus Christus sprechen und ihn den Menschen nahebringen“ (48), „Ich gebe mich keiner Illusion hin: Die Messfeier, auch die tägliche Messfeier ist keine Garantie für ein geistliches Leben und keine Garantie dafür, dass wir beständig auf der Suche nach dem Willen Gottes bleiben“ (82 f.) festgehalten. Wiederholungen sind selten, aber sie zeigen, welche Inhalte oder Bilder Haunerland wichtig waren: etwa das Bild vom Priester als „Ikone Christi“ (55, 72 f., 109, 158), worunter er „Werkzeug“ und „Zeuge“ verstand. So wie Albert Keller SJ († 2010) oft die Chimäre vom Priester als einer „eierlegenden Wollmilchsau“ bemühte, um maßlose Überforderungen an einen Priester anzuzeigen, sagt Haunerland nüchtern: „Es gibt nicht den Welteinheitspriester“ (67). In Richtung Machtstreben: „Keiner nimmt sich ein Amt, keiner kann sich das Amt in der Kirche erwerben. Es geht immer um die Bereitschaft, sich in Dienst nehmen zu lassen - von Christus und seiner Kirche.“ (66) Oder: „Priester sind keine Freiberufler, die sich selbst aussuchen, wofür sie stehen.“ (114) Gegen jedes klerikale Verständnis: „Priester sind nicht mehr Kirche als andere Getaufte.“ (73) Gleichwohl war es Haunerland wichtig, auch in Predigten auf Unterschiede in den Rollen hinzuweisen, ohne dass daraus eine Hierarchie von unterschiedlicher Würde abgeleitet werden könnte: „Jeder Getaufte hat eine Gottunmittelbarkeit und muss nicht von anderen vor Gott vertreten werden.“ (107) Denn: „(Priester) müssen aber Christus nicht vertreten, weil dieser abwesend ist, sondern sie machen Christus sichtbar, der unsichtbar unter uns gegenwärtig ist.“ (108) In eine ähnliche Richtung gingen die Sätze: „Katholische Priester sind keine autonomen Hirten. Sie ersetzen auch nicht den Hirten Jesus. Sie sollen vielmehr an ihn erinnern.“ (120)

In den letzten Jahren nahm Haunerland öfter auf aktuelle Debatten Bezug, etwa wenn er die Klage von Papst Franziskus über Klerikalismus und (Macht-)Allüren aufnahm (vgl. 120, 132), dabei aber auch genau auf den Zusammenhang schaute. „Die entscheidende Frage“, so Haunerland beim Goldenen Priesterjubiläum von Bernhard Lücking (2023), laute: „Leben wir so, dass die Menschen in unserem Handeln eine Ahnung des Evangeliums bekommen, von Gott

fasziniert werden, ihr Leben auf ihn ausrichten und in das Lob Gottes einstimmen? Sind wir selbst so vom Evangelium, sind wir selbst so von Christus, dem wahren Licht der Welt, erleuchtet, dass unser Leben auf dieses Licht verweist?“ (136) – Solche und ähnliche (Gewissens-)Fragen moralisierten nicht. Aber sie konfrontierten. Haunerland sparte nicht mit Ironie, hinter seiner „Trockenheit“ steckte oft feiner Humor.

In seinem oben erwähnten letzten Artikel rief er in Erinnerung, was katholisch sein bedeutet: „Eine katholische Kirche, die als Weltkirche allumfassend sein will, wird noch mehr lernen müssen, mit Uneindeutigkeiten, Ungleichzeitigkeiten und Vielfalt umzugehen.“³ Dem, was er in verbissenen Debatten zunehmend vermisste, stellte er eine bessere Gesprächskultur gegenüber: „Schnelle Lösungen (etwa mit Rückzug allein auf das päpstliche Lehramt) geben eine Scheinsicherheit und führen nur zu Verhärtungen (bei sich selbst und bei anderen). (...) Wo gegenseitig unterstellt wird, nicht mehr katholisch zu sein oder dass die anderen das Evangelium nicht ernst nehmen, ist Synodalität nicht möglich.“⁴ Deswegen müsse dringend „ein Ausstieg aus der Spirale der Verwundungen gesucht werden“, damit nicht „alte Verletzungen mit neuen Verletzungen beantwortet“⁵ werden. Das könnte auch ein Papst Franziskus gesagt haben: „Synodalität ist kein schneller Weg zur Entscheidungsfindung, sondern sie braucht Zeit und wachsende Toleranz für das, was im Rahmen des Katholischen möglich ist. Wenn Kirche synodaler werden will, muss sie deshalb katholischer werden“⁶. Das wurde Haunerlands Vermächtnis. Es zeigt auch, dass er kein abgehobener Wissenschaftler war, sondern Realitätssinn besaß, ein feines Gespür für das Notwendige: „Zu fördern und einzuüben ist deshalb bei allen Getauften eine Haltung des Respekts vor den anderen, eine Sensibilität für das Nichtausgesprochene, die Bereitschaft, vom anderen lernen zu wollen, die Hoffnung, einen gemeinsamen Weg zu finden, und vor allem das Vertrauen, dass auch sachliche Unterschiede aus den anderen nicht Gegner machen, sondern dass diese Brüder und Schwestern bleiben, die mit mir nach dem Willen Gottes für heute fragen.“⁷ Er lebte es vor.

// Dr. Andreas R. Batlogg SJ

- 1 Vgl. Winfried Haunerland, Katholischer werden. Gesprächskultur nach dem Synodalen Weg, in: HerKorr 74 (2023/8) 49-51.
- 2 Winfried Haunerland, „... ob es das Priestertum überhaupt braucht“. Notwendige Auseinandersetzungen anlässlich eines irritierenden Beschlusses des Synodalen Weges, in: Klerusblatt 102 (2022) 188-195; in diesem Band: 203-224.
- 3 Winfried Haunerland, Katholischer werden, 49.
- 4 Ebd. 50.
- 5 Ebd. 51.
- 6 Ebd.
- 7 Ebd.

Gianluca De Candia

Der Sprung in den Glauben. Von der existentiellen Relevanz des Christentums

Freiburg i. Br. (Verlag Herder) 2023, 143 Seiten, ISBN 978-3-451-39634-2, € 18.00.



Dass „der Glaube in der Welt von heute“ viele soziokulturelle und weltbildrelevante Stützen eingebüßt hat und sich angesichts von Religionskritik und existenziellen Zweifel ganz neu bewähren muss, hat schon Joseph Ratzinger vor über 50 Jahren im ersten Kapitel seiner „Einführung in das Christentum“ festgestellt – und im Anschluss daran eine bis heute faszinierende Auslegung des Glaubensbekenntnisses entfaltet.

Das neue Buch des in Rom in Fundamentaltheologie promovierten, in Münster in Philosophie habilitierten und derzeit an der Kölner Hochschule für Katholische Theologie lehrenden Gianluca De Candia legt einen Vergleich mit Ratzingers Klassiker in mancher Hinsicht nahe – nicht nur wegen derselben Vorliebe für Metaphern wie den „Sprung“, der gleich in der Einleitung (7-21) in seiner existentiellen Tiefe ausgelotet wird, oder für Blaise Pascal, den Gottsucher mit „Herz“ und „Verstand“ (54-68), nicht nur wegen der fließenden Übergänge von philosophischen und theologischen Betrachtungen, die immer wieder zu unerwarteten Wendungen führen, sondern vor allem wegen der Sprache. De Candia, der seine Prägung durch Elmar Salmann, den Sprachmagier von San Anselmo, nicht verbirgt (vgl. 19, 124), schreibt voller Musikalität, umkreist einen Gedanken, indem er mehrere Varianten anbietet, spielt dem Leser immer wieder ein Wort zu, ehe er es näher definiert, und eröffnet so einen echten Dialog über das Mitgeteilte. Diese hohe Sensibilität für das Wort ist keine Frage des subjektiven Geschmacks, sondern ein reflektiertes Programm, wie der Autor ganz am